

Eine Rütli-Rede

Autor(en): **Reding, Jos.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **10 (1906-1907)**

Heft 11

PDF erstellt am: **27.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-666477>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

den Augen. „Also nicht wahr,“ sagte sie mit herzlichem, rührendem Ton, „ausgewischt ist alles?“

„Ausgewischt nicht, Crescenz; aber aufgehoben bleibt's bei mir. Seid nur ruhig; Ihr sollt nichts gesagt haben.“

Als die beiden am Nachmittag heimkehrten, wurden sie mitte Weges von einem Töff-Töff eingeholt. Es hielt an, und die Rosenwirtin lud beide freundlich zum Mitfahren ein, indem sie ihnen den Bruder aus Amerika vorstellte. Der Postsepp konnte ihm gleich einige Briefschasten mit amerikanischem Stempel einhändigen.

„Ich hab' so gar viel Angst vor dem unheimlichen Schnauser,“ entschuldigte sich die Sonnenwirtin. „Ich geh' lieber zu Fuß!“

„Seid Ihr gewallfahrtet? Ja, dann ist's besser, Ihr geht zu Fuß. Es könnte am Ende etwas verschütten.“ Lustig sagte das die Rosenwirtin und die beiden Frauen lachten einander verständnisinnig an. Fort schnurrte das Fahrzeug.

„Sie ist eine Brave!“ sagte die Sonnenwirtin zum Sepp. „Morgen geh' ich zu ihr. Ich muß ihr Abbitte leisten für heimlich getane Unbill.“ —

. . . Und jetzt wünscht Ihr der Sonnenwirtin einen strammen Jungen in die Wiege, gelt?

Jungbrunnen.

Es rauscht ein Brunnen im Land der Sage,
An seinem Rande glänzt ewiges Grün;
An seinem Borne schweigt alle Klage —
Die Klage um Welken, Verwehen, Verblüh'n!
Denn wer ihn findet — und seine Glieder
Hinuntertaucht in die schäumende Flut,
Dem wird die goldene Jugend wieder —
Und Schönheit — und Stärke — und Heldenmut!

Ich bin gewandert viel tausend Stunden
Und fragte — und suchte — jahraus, jahrein —
Und habe nirgends den Quell gefunden,
Da keh'r ich zurück — in mein Dörfchen klein.
Die Nelken glühen. — Die Glocken singen
Die alte, die trauliche Melodie, —
Und plötzlich hör' ich rauschen und klingen
Den Bronnen der Jugend: Die Poesie!

Anna Fischer, Bern-Enge.

Eine Kütli-Rede.

Als uns soeben vom Mythenstein das goldene Wort Schiller über die blaue Flut des Urnersees entgegenblitzte, hat wohl jeder von uns im Stillen dem herrlichen Manne, dem Säng'er des „Tell“, dem Freiheitspriester der Menschheit, seinen Herzenszoll dargebracht. Und jetzt, da wir auf diesem freundlichen Gelände hier verweilen, haben wir besondern Anlaß, des großen Toten, der nie stirbt, in Liebe zu gedenken; denn hierher hat er in seinem „Tell“ den Schauplatz jener großartigen Schwurhandlung verlegt, die für die freiheitlichen

Bestrebungen unseres Volkes, wie für diejenigen aller Republiken, aller frei sein wollenden Nationen typisch geworden ist.

Nun wissen wir wohl, daß vor der unbestechlichen Forschung der Ort gerade dieser Zusammenkunft, die Namen der Männer, die gerade diesen Bund beschoren, sowie Tell als Persönlichkeit, nicht bestehen können. Die Geschichte weiß auch nichts von den grausamen Bögten Gefler und Landenberg, und wir müssen ihr das Recht der freien Forschung gerade als freidenkende Menschen ungeschmälert lassen.

Das können wir denn auch, ohne es zu bedauern. Denn der historische Kern der Sage bleibt uns unbenommen — und dieser Kern ist alles.

Die Urkunde vom ewigen Bund der Waldstätte vom 1. August 1291, welcher den Grundstein zum Bau der schweizerischen Eidgenossenschaft legte, wurde als ein heiliges Vermächtnis gehütet; ebenso fest steht neben vielen andern geschichtlichen Überlieferungen die Verleihung der Reichsfreiheit an die drei Länder durch Kaiser Heinrich VII. Und daß von den wackern Männern aus den Waldstätten nicht nur gekauft, sondern auch gekämpft wurde, beweist schon die Geschichte vor 1291 und bestätigen die blutigen Siege bei Morgarten, Sempach und Näfels. Wenn nun der Name Tell nicht verbürgt ist — was tut das zur Sache? Wenn ja, so ist in diesem Falle „Name Schall und Rauch, umnebelnd Himmelsglut“. Die Tatsache von den Fehden mit den Habsburgern und der Erringung der Freiheit durch die Eidgenossen ist unumstößlich und kann nie und nimmer dem Nichts entsprungen sein. Und nun haben wir Grund, uns zu freuen, daß die Poesie unseres Volkes Gold genug besaß, um diesem wahren und lebensfähigen Kern, der Perle der Freiheit, eine juwelenschöne Fassung zu geben, wie sie die herrliche Tellsage und mit ihr Schillers Drama darstellt. Wenn es einen Tell nicht gegeben hat, so waren ihrer viele da; denn, wahrhaftig, solche brauchte es, um den Heldenkampf der kleinen Länder gegen das gewaltige Osterreich aufzunehmen und siegreich durchzuführen. Und nicht nur ein Rütli gab es — schon vor 1291 — sondern der heimlichen Wiesen viele, hier und dort, in allen drei Ländern, unbelauschte Sammelplätze für die wägsten und besten Männer aus Uri, Schwyz und Unterwalden, die zusammenkamen, um des Volkes Wohlfahrt zu beraten und eines der höchsten Güter der Menschen, die Freiheit, sei es zu hüten, sei es zu erwerben.

Was nun in Wirklichkeit zeitlich und örtlich weit auseinander lag, hat die Sage idealisierend zusammengezogen; die Bestrebungen, Fehden und Kämpfe vieler Männer wie Ab Yberg, Melchthal, Stauffacher, Furst auf einzelne übertragen und aus den Jahrzehnte dauernden Konflikten nur soviel Höhenpunkte herausgegriffen, als zur Vorbereitung der Katastrophe nötig waren. Es ist ja bezeichnend, daß die Geschichte viel mehr Männer nachweist, als die Sage im Kampfe verwertet, daß sie eine ganze Reihe von Zusammenkünften, Verträgen, Bündnissen und Fehden ausführt, während die Sage nur einzelne

davon andeutet. Die Sage erzählt also nicht mehr, als in der schweigsamen Wirklichkeit vorhanden war; sie gibt weniger als die Geschichte, aber sie sagt uns mehr. Sie flunkert nicht, sondern sie idealisiert nur; sie spinnt in einem Zuge den Faden schön, glatt und kraftvoll aus, den die Wirklichkeit vielfach abbrach, wieder aufnahm, knüpfte und vielfach verstärkte. Wenn also die Geschichtschreibung nicht geflissentlich alle Kunstmittel miede, und wenn sie alles aufgezeichnet vorgefunden hätte, was, nach den einzelnen Tatsachen zu schließen, geschehen sein muß, so könnte sie viel eindringlicher, anschaulicher und vollkommener lehren als die Sage, daß unsere Freiheit das Werk ausdauernder Geduld, besonnener Vorbereitung und idealer Aufopferung ist.

Und so begrüßen wir denn auch dieses eine Rütli, statt ihrer viele, als die Wiege unseres politischen Schicksals, — klein und bescheiden, wie die Wiege der größten Menschen. Es sei und bleibe der Herzfleck der schweizerischen Jugend wie bisher, und eine Stätte geweihter Erinnerung an die Taten unserer Väter, die auch der sittlichen Größe nicht entbehren. Denn der ganze gewaltige Kampf, der eigentlich erst im Jahre 1648 mit der völligen Unabhängigkeitserklärung der Schweiz durch die europäischen Großstaaten endigte, bietet ein ergreifendes Bild starker, sittlicher Mächte: Der zähen Ausdauer und unbeugsamen Energie, der Selbstachtung und Vaterlandsliebe, der Mäßigung und Selbstbezwungung mitten in der Empörung, der hochherzigen Aufopferung Einzelner für das Gesamtwohl, und stellt den Triumph dieser Mächte über rohe Heeres- und Waffengewalt dar.

„Und billige Furcht hat sich das Volk erweckt,

Das mit dem Schwerte in der Hand sich mäsigte.“

Schon darum dürfen wir unser historisches Gewissen ohne weiteres von dem Bedenken entlasten, es sei die Erwerbung der Freiheit nicht völlig rechtmäßig verlaufen: Sie war das Bedürfnis der Zeit, und dieses ist Gottes Wille. Darum hat ihr die Zukunft die Weihe gegeben. Wenn ein Volk sich einigen und bilden will, um sein politisches Schicksal selber zu bestimmen, sich selber zu beherrschen und sich selber anzugehören, geschieht es nach den heiligen Gesetzen der Naturnotwendigkeit, die höher stehen als die Satzungen der Vergangenheit und die erkaufte und erschlichenen Rechte überlieferter Herrscher. Droben aus den ewigen Sternen holt sich ein solches Volk sein Urrecht und gibt sich seine Normen, wie der Krystall im dunkeln Schoß der Erde nach uraltesten Gesetzen Gestalt annimmt. Möge diese Kraft der Selbstbestimmung unserem Volke auf Jahrhunderte hinaus erhalten bleiben, wie sie Jahrhunderte überdauert hat! Die Schatten der Märztage von 1798 ragen in unsere glorreiche Geschichte hinein als eine furchtbare Mahnung an uns, die liebe Jugend und die kommenden Geschlechter!

Die Begeisterung, welche diese brauchen, um durch hohe Taten ideale Güter zu erhalten oder zu erwerben, mögen sie holen, wie wir, aus diesem Nationalheiligtum, das wir Rütli nennen, und das die Sage, die Poesie und

— materiell — der fromme Sinn der lieben schweizerischen Jugend unserem Volke geschenkt haben. Gibt es einen schlichteren Wallfahrtsort auf diesem Erdboden, an den zugleich die politischen Segnungen eines ganzen Volkes sich knüpfen? Gibt es ein natürlicheres und bedeutsameres Heiligtum als das Rütli, die heimliche Wiese, die der bescheidene, ehrbare Bewohner des Schweizerhauses als Hüter bestellt und von der er sich und die Seinen ernährt? Die Freiheit allein vermag ein ganzes Volk zum Wohlstand emporzuführen und ihm die Fähigkeit zu verleihen, die Güter dieser Erde in sich aufzunehmen und in feilische und ideale zu verwandeln.

Drum gilt es, sie als ein heiliges Gut zu bewahren. — Jener Mann dort drüben — der Hüter des Rütli — ist auch ein Schütze, und wenn es darauf ankäme, ein bescheidener Tell. Zu ihm kommen jedes Jahr im November die besten Wehrmänner aus der Urschweiz, um wetteifernd Rechenschaft darüber abzulegen, wie weit sie es in ihrer vaterländischen Kunst gebracht haben, und den Rütli schwur im Stillen zu erneuern.

Auch wir, Verehrte, wallfahrten in ähnlicher Absicht hierher und geloben, an der Wiege der Freiheit, allezeit treue und allezeit gewappnete Wächter derselben zu werden, um dieses heilige Geschenk der Zukunft rein und ungeschmälert zu überantworten als ein Pfand unserer Liebe und unserer Ehre. Denn was soll das Leben, wenn diese Sonne nicht mehr leuchtet? Zu Tausenden haben unsere Väter ihr helles Augenlicht gelöscht, damit sie nicht verblasse und erlösche. Tun wir desgleichen und sorgen wir für die Erhaltung jener gebändigten Kraft, jener klugen Besonnenheit, jener Gerechtigkeitsliebe und Aufopferungsfähigkeit, welche wir von unseren Vätern ererbt haben. Erwerben wir sie uns ganz zu eigen, so daß uns das Vaterland jederzeit rufen darf; nie sollen wir die Freiheit in Fesseln werfen lassen: dann kann sie wandern von Land zu Land, und wenn einst das Rütli, die heilige Wiese, im blauen See versinkt, wird es fortgrünen im Herzen der Menschheit! Auch wenn es nicht der politischen Freiheit gilt, so haben wir alle zu kämpfen genug gegen innere und äußere Feinde in hundert Gestalten. Es ist noch keiner ein Mensch gewesen, der nicht zugleich ein Kämpfer war gegen eigene und fremde Schwächen und Vorurteile, der nicht sich selbst und seinen Leidgenossen ein Helfer war aus unwürdiger Not und Unterdrückung. Und so lebe denn das Rütli in uns fort als ein Sinnbild des Kampfes für freies und edles Menschentum! Jos. Reding.

Ein kleines Lied.

Es zittert oft da drinnen
Ein süßes, kleines Lied,
Das will ich es gewinnen,
Mir wie ein Duft entflieht.

Es wär' zu zart zum Singen,
Drum kommt es nicht herfür;
's war nur ein Saitenschwingen
Halb unbewußt in mir.

Rob. Stäger, Bern.